

REZENSION

Hadrien Bru, François Kirbihler & Stéphane Lebreton (Hgg.), *L'Asie Mineure dans l'Antiquité: échanges, populations et territoires* (Rennes: Presses Universitaires 2009)
ISSN 1255-2364; 22,80 Euro.



Dieser Band enthält die Beiträge eines internationalen Kolloquiums, das 2005 in Tours stattfand. Ausgehend von den Arbeiten Stephen Mitchells und Maurice Sartres wollen die zumeist jüngeren Forscher Kleinasien nicht als Peripherie der altorientalischen bzw. der griechisch-römischen Geschichte, sondern als eigenständige Größe in den Blick nehmen, wobei der zeitliche Rahmen von den Hethitern bis in die Spätantike reicht. Eingeleitet von Maurice Sartre und beschlossen von Pierre Debord, sind die 19 Aufsätze um vier thematische Schwerpunkte gruppiert. Zwei geographische Indices und ein Personenindex beschließen den Band, der zahlreiche Karten, Tabellen und Photographien enthält.

Teil I: Penser et décrire l'Asie Mineure: les représentations des territoires et des communautés anatoliennes

Nach einer grundlegenden Reflexion über die Wahrnehmung geographischer Räume im Medium der Reise am Beispiel des Veteranen Aurelius Gaius aus Pessinous (*AE* 1981, 777) verfolgt Stéphane Lebreton (*Comment les Anciens se représentaient-ils l'Asie Mineure?*, 15–52) die geographische Repräsentation Kleinasiens vom Troerkatalog der Ilias über die Chorographien des Herodot, Eratosthenes, Strabon und Plinius bis zu den Periploi, Periegesen und Itinerarien der Kaiserzeit und der Spätantike. Während die Küstenbeschreibung der Periploi kaum Veränderungen unterliegt, kann L. deutlich machen, dass die Wahrnehmung des gesamten Raumes Kleinasien sowie des Inlandes historisch geprägt ist. Herodot nimmt eine persische Perspektive ein, die von Königsstraßen und Satrapieneinteilung geprägt ist. Kleinasien erscheint dabei als westliche ›Halbinsel‹ (*aktē*) Asiens, die durch eine ›Landenge‹ (*isthmós*) zwischen Sinope und Tarsos in Ost-West-Richtung und durch die Königsstraße von Milet nach Susa in Nord-Süd-Richtung markiert wird. Mit Eratosthenes und der hellenistischen Geographie verschiebt sich diese Achse zum Taurus hin, der mit der Zurückdrängung des Antiochos durch die Römer eine eminente politische Bedeutung erlangt. Die Nord-Süd-Achse wird auf die Linie von Amisos nach Tarsos verschoben. Bei Plinius lässt sich dann im Gefolge der augusteischen Expansion und der Armenienfeldzüge Neros eine neue Konzeption Kleinasiens erkennen: *Asia* und *Cappadocia* bilden nun das westliche und östliche Zentrum Kleinasiens, von denen aus die Landschaftsbeschreibung vorgenommen wird. Seit der Severerzeit erhält der Bosphorus schließlich die Bedeutung als nördliche Grenze Kleinasiens (während der Taurus die südliche bildet), und mit der Etablierung von Konstantinopel als neuer Kapitale ist die Vorstellung von Kleinasien als ›Halbinsel‹ endgültig zugunsten einer Brückenkonzeption zwischen Okzident und Orient aufgegeben: Ein Transitland nicht nur für die Truppen vom Balkan und Konstantinopel in den Orient, sondern auch für die Pilger ins Heilige Land. Damit hatte sich in der Spätantike eine Konzeption von Kleinasien herausgebildet, die ihre Fortsetzung in der neuzeitlichen Anatolienvorstellung als einer

Brücke zwischen Europa und Orient, zwischen Christenheit und Heiligem Land finden sollte und die Türkeiwahrnehmung bis heute prägt.

Anna Heller widmet sich in einer Fallstudie zum lykischen Xanthostal anhand zweier Inschriften der Frage, wie indigene, griechische und römische Traditionen zur Herausbildung kollektiver Identitäten in der Kaiserzeit beitrugen (*Généalogies locales et construction des identités collectives*, 53-65). Die Festrede über die mythische Verwandtschaft und aktuelle Eintracht der Poleis Tlos, Sidyma, Pinara und Xanthos (TAM II 174) betone die autochthonen lykischen Traditionen, freilich im Medium des griechischen Diskurses über Genealogie, Syngeneia und Ktistai. Der Bezug auf die 400 Jahre ältere «Stèle des Kyténiens» (SEG 38, 1476) ist allerdings methodisch problematisch und trägt nichts zur Argumentation bei. Die Verfasserin berücksichtigt auch nicht das Phänomen, dass seit dem 3. Jh. n. Chr. (anders als noch im 2. Jh.) allortorten ein Rekurs auf indigene Traditionen zu erkennen ist (die Inschrift TAM II 174 gehört auch wohl eher ins 3. als ins 2. Jh.). Die zweite Inschrift ist die bekannte Genealogie der Licinii aus Oinoanda (IGR III 500) aus der Zeit um 200 n. Chr., bei der Heller ein Verschwinden der indigenen Namen im 1. Jh. n. Chr. konstatiert, während die griechischen Namen die Hellenisierung bezeugten, die römischen Namen und Ämterangaben hingegen die Einbindung in die Reichsaristokratie. Trotz zutreffender Einzelbeobachtungen sind die drei behandelten Inschriften zu disparat, um weitergehende Schlussfolgerungen zu erlauben.

Anca Dan widmet sich in ihrer umfangreichen, hochgelehrten und minutiösen Studie einer «relecture» sämtlicher geographischer und ethnographischer Berichte über Sinope und die südliche Schwarzmeerküste – von Herodot angefangen bis zu Reiseberichten des 19. Jahrhunderts (*Sinope, capitale politique, dans la géographie antique*, 67-131). Zwar wird die Bedeutung Sinopes und seiner Region in der jeweiligen Perspektive der antiken Autoren deutlich, doch vermisst man eine Einordnung ihrer Ergebnisse in einen größeren Zusammenhang.

Teil II: Gérer, contrôler et s'appropriier un territoire: l'Asie Mineure à l'échelle régionale

Den zweiten Abschnitt eröffnet Henri-Louis Fernoux mit einer Untersuchung zur städtischen Kontrolle ländlicher Territorien im kaiserzeitlichen Kleinasien (*Frontières civiles et maîtrise du territoire*, 135–164). Sein Anliegen ist es, aufzuzeigen, dass den Poleis auch unter römischer Herrschaft weitgehende Autorität über ihre Grenzen und Territorien verblieb und sich die Intervention des Statthalters und des Kaisers auf ein Minimum beschränkten. Er demonstriert dies an den sechs überlieferten Grenzkonflikten aus Kleinasien, der weiteren Nutzung ländlicher Befestigungen aus hellenistischer Zeit im pazifizierten Imperium Romanum und der weitgehenden Handlungsfreiheit der Eirenarchen, Paraphylakes und Horophylakes, die die Ordnung im Territorium der Städte aufrechterhielten. Die Ausgangshypothese ist allerdings nicht überraschend, bedenkt man, wie wenige Herrschaftsträger Roms in den Provinzen weilten. In dem Bemühen, eine Autonomie der Poleis bei ihren Territorialstreitigkeiten gegenüber Rom zu behaupten, übersieht Fernoux einen wichtigen Punkt: Zwar erfolgte – was niemand bestritten hatte – die Anrufung des Kaisers bei Streitigkeiten auf städtische Initiative, doch kann kein Beleg angeführt werden, dass Grenzstreitigkeiten wie in hellenistischer Zeit noch durch fremde Richter oder das (nunmehr provinziale) Koinon beigelegt worden wären.

Solange Biagi fordert in ihrem Beitrag über Meilensteine, die geringfügigen lokalen Unterschiede im Formular der Aufschriften ernst zu nehmen und deren Bedeutung zu rekonstruieren (*L'Empire, les cités et la via publica*, 165–180). Am Beispiel von acht Meilensteinen des 3. Jh.s n. Chr. aus der Provinz *Pontus et Bithynia*, die die Wendung *ad fines* aufweisen, gelangt sie im Vergleich mit Meilensteinen

aus anderen Provinzen zu der gut begründeten Hypothese, dass hier nicht die Grenze des städtischen Territoriums des jeweils genannten *caput viae* gemeint sein kann, sondern nur die Provinzgrenze, die Formel mithin elliptischen Charakter habe. Solche Meilensteine finden sich an den großen Durchgangsstraßen in der Nähe von Provinzgrenzen, nicht aber im Inneren der Provinz.

Séta Kilndjian untersucht die Funktion von Flussübergängen und Brücken am mittleren Euphrat im Rahmen der römischen Grenzraumstrategien an der Ostgrenze des Imperiums, die er für die Zeit vom 1. Jh. v. Chr. bis in severische Zeit behandelt (*De Zeugma à Mélitène: quelques passages sur l'Euphrate*, 181–204). Der archäologische Befund dreier noch erhaltener Brücken über Nebenflüsse des Euphrat wird dabei zum Anlass genommen, über die Bedeutung von Flüssen im Rahmen von Grenz(zonen)konzepten zu reflektieren.

Olivier Casabonne zeigt in einem knappen Überblick, der von der hethitischen bis zur römischen Reichsbildung reicht, dass das kilikische Taurusgebirge unter einem geopolitischen Gesichtspunkt – ebenso wie der Euphrat – weniger eine Grenze als eine Transitzone darstellte (*Brèves remarques à propos du Taurus cilicien*, 205–212). Beide Aufsätze zeigen für ihre Region noch einmal, dass vermeintlich natürliche Grenzen keine Demarkationslinien sind, eine Erkenntnis, die nicht über die Thesen C. R. Whittakers hinausgeht.

Cristiana Doni rekonstruiert die Geschichte der Pisider, die namentlich zum ersten Mal bei Xenophon erwähnt werden, in vorhellenistischer Zeit (*The Pisidians: from Their Origins to Their Western Expansion*, 213–227). Während die griechischen Quellen das Bild von isolierten, barbarischen Krieger- und Banditenverbänden zeichneten, zeige die archäologische und epigraphische Überlieferung, dass die Pisider sich bereitwillig ihren Nachbarkulturen geöffnet haben, zunächst der phrygischen, lydischen und persischen, bevor in spätklassischer Zeit eine massive Hellenisierung zu beobachten sei. Die Polisbildung, die im Kontakt mit den Griechen erfolgte, sei durch die naturräumlichen Bedingungen voneinander isolierter Siedlungszentren gefördert worden.

Éric Raimond beschließt mit seinem Aufsatz über das Territorium und die Besiedlung Lykiens von der hethitischen bis zur klassischen Zeit den zweiten Teil des Buches (*Mythes, cultes et territoires en Lycie*, 229–240). Einleitend diskutiert er das Problem, dass die Grenzen Lykiens in vorhellenistischer Zeit keineswegs so klar sind, wie zur hellenistisch-römischen Zeit, als die Lykier ein politisches Koinon bildeten. Das von den Hethitern Lukkā genannte Gebiet, das nie zum hethitischen Großreich und seinen Nachfolgereichen gehört hatte, umfasste ein Gebiet, das sich auch über Teile Kariens, die Kibyrtis, Pisidien und Pamphylien erstreckte. Anschließend wendet sich R. der griechisch-mythologischen Überlieferung zur Genealogie und Geschichte der Lykier zu, konfrontiert die Berichte Homers, Herodots und anderer mit den altorientalischen diplomatischen Quellen und vergleicht das Ergebnis mit der lykischen Kultlandschaft. Zwei Zonen in Lykien ließen sich demnach unterscheiden: Im Zentrum um das Xanthostal siedelten die in der Bronzezeit wahrscheinlich aus Kreta eingewanderten Termilai (laut Herodot die Selbstbenennung der Lykier), die die autochthonen Solymoi an die Peripherie verdrängt hätten (Kibyrtis, Termessos, Milyas).

Teil III: Territoires, populations et échanges à l'échelle de l'espace civique

Hannelore Vanhaverbeke und Marc Waelkens gehen der Frage nach, weshalb das pisidische Sagalassos in der Kaiserzeit über ein vergleichsweise großes Territorium (1200 km²) verfügte und zu einem regionalen Zentrum aufstieg (*La genèse d'un territoire. Le cas de Sagalassos en Pisidie*, 243–262). Auf der Grundlage verschiedener siedlungsgeographischer Modelle («Siedlungskammer», «carrying capacity» etc.) werden die archäologischen Befunde gedeutet und in eine hypothetische

Entwicklungsgeschichte des sagalassischen Territoriums seit der späten Bronzezeit eingeordnet. Diese theoretische Perspektive vermag zugleich Ansatzpunkte für weitere Grabungen ihres *Sagalassos Research Project* zu liefern.

Ausgehend von dem auffälligen Interesse des Augustus und des Hadrian an der pisidischen Colonia Antiochia widerspricht Hadrien Brun der *communis opinio*, die Veteranen, die bei der Einrichtung der Provinz Galatia 25 v. Chr. in Antiochia angesiedelt worden waren, seien italischen Ursprungs gewesen (*L'origine des colons romains d'Antioche de Pisidie*, 263–287). Er kombiniert den onomastischen Befund der Veteraneninschriften, die auffällige Gentilizien aus dem keltischen und etruskischen Bereich aufweisen, mit der historiographischen Überlieferung zu den Aushebungen der Bürgerkriegszeit und kommt zu dem Schluss, dass die *legio V Gallica* und die *legio VII*, deren Veteranen in Antiochia angesiedelt wurden, im Jahr 49 v. Chr. in der Baetica ausgehoben worden waren. Sie stammten ihrerseits von Veteranen des Scipio Africanus ab, die dieser in Transpadana, Picenum und Etrurien rekrutiert und 206 in der Baetica angesiedelt hatte.

Alexis Porcher untersucht anhand der spärlichen epigraphischen Überlieferung das Territorium von Termessos in der Kaiserzeit (*Campagnes et habitats du territoire de Termessos*, 289–300). Die umfangreiche, gebirgige Chora war seiner Meinung nach in Distrikte aufgeteilt, die von dörflichen Zentren (*apoikíai*) wie Ovacik im Südwesten administriert oder von Kastellen (*peripólia*) wie Kerbessos und Neapolis im Osten nicht nur nach außen hin gesichert wurden, sondern deren Bevölkerung man von dort aus überwachte.

François Kirbihler erörtert die Ausdehnung des ephesischen Territoriums und die Bevölkerungsentwicklung der Polis von der klassischen Zeit bis zum Erdbeben 262 n. Chr. (*Territoire civique et population d'Ephèse*, 301–333). Da bisher keine Surveys publiziert und keine Grenzsteine gefunden worden sind, rekonstruiert K. die Ausdehnung der ephesischen Chora vor allem mittels der Inschriften. Besonders seit der Neugründung durch Lysander 294 v. Chr. lasse sich sowohl eine sukzessive Erweiterung des Stadtgebietes wie auch der Chora feststellen, die im 2. Jh. n. Chr. eine Fläche von ca. 1200 km² erreicht habe. In Auseinandersetzung mit bisherigen Schätzungen gelangt K. auf der Grundlage der Chiliastytes-Inschriften zu dem Ergebnis, dass Ephesos im 2. Jh. n. Chr. eine Bevölkerung von 200–250.000 Einwohnern gehabt habe, womit der Höhepunkt eines kontinuierlichen Bevölkerungswachstums nach den mithradatischen Kriegen erreicht worden sei. Unklarheit bestehe nach wie vor bei der Frage, ob sich Ephesos nach der verheerenden Epidemie 165–170 wieder erholt habe.

Das Territorium und die Geschichte des mysischen Parion in hellenistischer Zeit untersucht Franck Prêteux (*Parion et son territoire à l'époque hellénistique*, 335–350). Die spärliche Überlieferung, insbesondere Strabon, wenige Inschriften und viele Münzen, erlaubt es nur festzustellen, dass Parion sein Territorium im Laufe der hellenistischen Zeit – favorisiert von den Attaliden und den Römern – habe ausdehnen können. Neben dem Fischfang habe der Weinbau eine zentrale Rolle für die Polis gespielt. Aufgrund zahlreicher Münzen in thrakischen Hortfunden gelangt P. zu der Hypothese, Parion habe bis zum Galatereinfall als Drehscheibe des Thrakienhandels gedient.

Den Abschluss des dritten Teiles bildet die Untersuchung von Claire Barat zu den politischen und ökonomischen Außenbeziehungen Sinopes in klassischer und hellenistischer Zeit (*Sinope et ses relations avec la péninsule anatolienne*, 351–375). Nach einem geschichtlichen Abriss rekonstruiert B. die Verkehrs- und Handelsbeziehungen Sinopes in Kleinasien auf der Grundlage von 19 Hortfunden mit sinopischen Münzen und 16 Inschriften, die Fremde in Sinope bzw. Sinoper in der Fremde dokumentieren. Abgesehen von der Frage, ob die inschriftliche Quellenbasis für weitreichende Schlussfolgerungen ausreicht, kommen die beiden Karten, die die Verteilung der Hortfunde und Inschriften darstellen, nicht so zur Deckung, wie die Verfasserin meint, so dass die von ihr benannten

vier Kontaktregionen Sinopes sich so deutlich nicht eingrenzen lassen. Da B. gegen Walter Leaf's These einer nur auf das Schwarzmeergebiet ausgerichteten Stadt argumentiert («Hongkong des Schwarzen Meeres»), liegt der Fokus der Betrachtung auf Anatolien, während die Schwarzmeerbeziehungen Sinopes auch auf den Karten leider ausgeblendet bleiben.

Teil IV: Les identités culturelles, entre hellénisme et particularismes

René Lebrun zeigt in einem knappen Exposé, dass trotz einer Überlieferungslücke vom 11.–6. Jh. v. Chr. die Lykier der klassischen Zeit noch stark von ihrer luwischen Vergangenheit geprägt waren und eine Hellenisierung erst seit Alexander wirksam erfolgte (*Les permanences culturelles louvites dans la Lycie hellénistique*, 379–388). Er weist dies am Befund einer onomastischen Kontinuität von Orts- und Personennamen sowie von Kulttraditionen auf, wobei ihm die Städte Xanthos, Pinara, Patara, Tlos, Limyra und Myra zum Beispiel dienen.

Guy Labarre befasst sich in kritischer Absetzung von der Forschung mit dem Men-Kult, wobei er die Begrenztheit und Unausgewogenheit der Überlieferung betont, die es nicht zulasse, weitreichende Hypothesen über die Herkunft, Geschichte und Verbreitung des Kultes zu formulieren (*Les origines et la diffusion du culte de Men*, 389–414). Dass die Masse der Zeugnisse aus dem Kerngebiet des Kultes in Phrygien, Lydien, Pisidien und Pamphylien erst aus dem 2. und 3. Jh. n. Chr. stammt, während die frühesten Belege des Kultes seit spätklassischer Zeit in der Diaspora (Attika, Delos und Rhodos) gefunden wurden (worunter L. auch die Zeugnisse aus Pontos zählt), erklärt er mit der späten Hellenisierung dieser Regionen. L. betont in diesem Zusammenhang, dass der Men-Kult ein Produkt hellenisierter indigener Kulturpraxis und –repräsentation darstelle, Ikonographie und *epigraphic habit* mithin ein Ergebnis von Überformungsprozessen darstellten. Er weist auch die These eines iranischen Ursprungs der Mondgottheit zurück, ohne deshalb für eine phrygische Herkunft zu plädieren. Dass sich der Kult, anders als der Kybele- oder Mithraskult, nicht außerhalb seines Ursprungsgebietes wirklich verbreitete, sieht man von den Sklaven und Händlern ab, die ihn «exportierten», erklärt L. damit, dass in den anderen Regionen der Mittelmeerwelt genügend Gottheiten anwesend waren, die die Kultfunktionen des Men – L. rekonstruiert diese aus den Inschriften – erfüllen konnten.

Anders als die bisherigen Beiträge betreibt Jean-Christophe Couvenhes Quellenkritik einer Plutarchpassage (*Lucullus* 7,4–6), in der die Armee von Mithradates VI. zu Beginn des 3. Krieges mit Rom beschrieben wird (*L'armée de Mithridate Eupator*, 415–438). Er dekonstruiert Plutarchs Diskurs, der von massiven Barbaren- und Orientstereotypen geprägt ist, um unter Heranziehung anderer Quellen zu zeigen, dass die größtenteils «barbarischen» Truppenkontingente in ihrer Kampfweise nicht nur längst hellenisiert (zahlreiche griechische Offiziere sind belegt), sondern auch zum Teil von römischen Überläufern ausgebildet worden waren.

Mit einer vorsichtigen Kritik an den Methoden, mit denen Louis Robert die historische Geographie Kleinasiens rekonstruierte, beschließt Stephen Mitchell die Beiträge des Kolloquiums (*L'olive, Louis Robert et la repartition de la culture hellénique en Anatolie*, 439–446). Am Beispiel des Olivenanbaus widerlegt M. die aus byzantinischen Quellen und neuzeitlichen Reiseberichten abgeleitete These Roberts, in den Hochebenen Phrygiens und Kariens habe es keinen Olivenanbau gegeben. Er bekräftigt das anders lautende Zeugnis Strabons durch archäologische und archäobotanische Befunde und unterstreicht damit, dass die Geschichte einer Landschaft stärker von kulturellen als natürlichen

Gegebenheiten geprägt ist: So habe der Olivenanbau in diesen Regionen zur römischen Kaiserzeit floriert, während er unter den Osmanen wieder aufgegeben wurde.



Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Beiträge dieses Bandes einen guten Einblick in die Erforschung gerade der spät hellenisierten Gebiete Kleinasiens östlich der Ägäisküste geben. Damit geht eine Verschiebung des Interesses von der Polis auf die Chora einher und zugleich eine Erweiterung der historischen Geographie Louis Roberts um siedlungsgeographische und naturwissenschaftliche Befunde. So erbringt jede Studie in ihrem speziellen Bereich neue Ergebnisse, auch wenn manche nur am konkreten Fall bestätigen, was die neuere Forschung bereits in anderen Zusammenhängen erarbeitet hat.

Dr. Eckhard Meyer-Zwiffelhoffer